



Malgorzata Manka-Szulik neue Stadtpräsidentin von Hindenburg

In der Stichwahl für das Amt des Stadtpräsidenten in Hindenburg OS am 26. November 2006 hat Frau Malgorzata Manka-Szulik (Wahlkomitee „Skuteczni dla Zabrza“ / „Erfolgreich für Hindenburg OS“) mit **15.016** Stimmen die Wahl für sich entscheiden können. Ihr Gegenkandidat, Rafal Marek („Platforma Obywatelska - PO“ / „Bürgerplattform“) hat 14.824 Stimmen erhalten. Das Wahlkomitee „Erfolgreich für Hindenburg OS“ verfügt im Rat der Stadt Hindenburg OS über nur drei Sitze. Die Wahlbeteiligung bei dieser Stichwahl lag nur bei 20,09%!

Damian Spielvogel



Die neue Stadtpräsidentin
bei der Stimmabgabe

Fotos von der Katastrophe wurden von der Zensur verboten. Als die Brücke einstürzte...

Im Jahr 2006 begeht die Wochenzeitschrift „Glos Zabrza“ das 50jährige Jubiläum und in diesem Jubiläumsjahr reist sie durch die Vergangenheit und erinnert an Geschehnisse vor Jahrzehnten. Bei dieser Gelegenheit kommen etliche bisher verschwiegene Tatsachen an's Tageslicht. Wir lesen:

Die älteren ehemaligen oder jetzigen Einwohner von Hindenburg erinnern sich bestimmt noch an eine der größeren Katastrophen die unsere Heimatstadt aufsuchte, den Einsturz der Brücke in der Dorotheenstraße vor 47 Jahren. Über die Opfer der über die Eisenbahnschienen direkt neben dem Hauptbahnhof verlaufenden Brücke verbreiteten sich Gerüchte, die sich durch das Verbot der Berichterstattung noch steigerten.

Fotos, aufgenommen von einem bereits verstorbenen Fotoreporter lagen jahrelang in dessen Privatarchiv, bevor sie das Tageslicht erblickten und im Stadtmuseum landeten. Aus

Dokumenten, Relationen von Augenzeugen, sowie eigenhändigen Notizen auf der Rückseite der Fotos des genannten Reporters geht hervor, dass die Hindenburger Brücke am 13. April 1959 kurz nach 15 Uhr einstürzte. Im Wochenblatt vom 19. April des gleichen Jahres (das Wochenblatt trug zur damaligen Zeit als Ausgabedatum den Sonntag) war nicht die kleinste Notiz über diese Katastrophe enthalten.

Sie vermuteten Sabotage

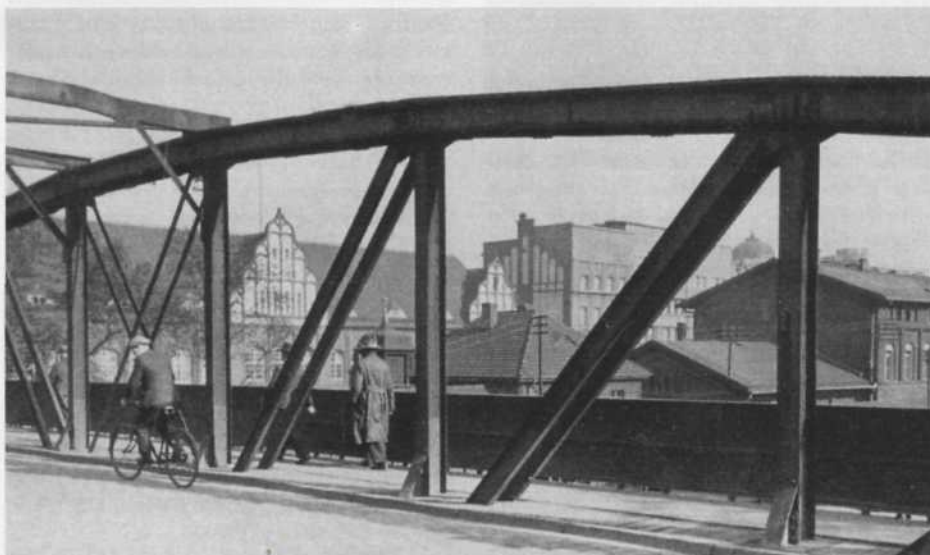
Die polnische Stasi vermutete sofort, dass fremde Sabotageagenten diese Katastrophe auslösten. Der Sachverhalt lag jedoch anders. Ein heute 87-jähriger Augenzeuge erinnert sich genau an dieses Ereignis, denn er wartete auf dem Bahnsteig auf den Zug nach Katowitz. „Ich schaute in Richtung Gleiwitz, denn von dort sollte mein Zug einfahren. Plötzlich begann die massive Brückenkonstruktion sich wie ein Kinderspielzeug zu bie-

gen. Eine starke Erschütterung klang in der Luft, die Brücke brach in der Mitte in zwei Teile und zog die über ihr verlaufenden Kabel des Straßenbahnnetzes mit sich in die Tiefe. Man hörte schreiende Menschen die wie auf einer schiefen Ebene nach unten rutschten.“ Genau in der Mitte dieser Trümmer stand ein riesiger Bagger auf einer Plattform. Wie sich später herausstellte, und gegen den anfänglichen Verdacht der Stasi, war eben der Baggerführer und nicht Agenten direkter Verursacher der Tragödie. Der Baggerführer überschah wahrscheinlich das Verkehrszeichen der zulässigen Höhe eines Fahrzeugs und der Bagger verfrachtete sich in den Kabeln des Straßenbahnnetzes. Um aus dieser Notlage heraus zu kommen, begann der Baggerführer vor- und rückwärts zu fahren. In der Konstruktion der Brücke entstand, wie später Experten der Schlesischen Technischen Hochschule feststellten, eine Resonanz und im Ergebnis eine Überschreitung der Belastungsgrenzen.

Weder schreiben noch reden

Blitzartig erschien die Polizei am Ort der Tragödie und trieb die Menge der Schaulustigen zum Wohle der Verletzten auseinander. Inoffiziell sprach man in der Stadt von fünf Toten. Die Zeitungen schwiegen konsequent. Die zusätzliche Verschönerung des Schweigens war der nahe Feiertag 1. Mai an dessen Vortagen man keine schlechten Nachrichten verbreiten durfte. Auf der ersten Seite des „Glos Zabrza“ vom 19. April befand sich lediglich eine lakonische Notiz über die Verurteilung der Gleiwitzerin Adele K. zu drei Monaten Haft wegen „Verbreitung falscher Nachrichten die in der Bevölkerung Unruhe hervorrufen könnten. Bestand hier eine Verbindung zur Hindenburger Tragödie? In den damaligen Zeiten handelte man sehr schnell in ähnlichen Fällen.

Dafür erschien schon in der nächsten Ausgabe des „Glos Zabrza“ vom 26. April (auf Seite 2) ein Artikel mit markanter Überschrift: „Ersatzbrücke in der Dorotheenstraße dem



Dorotheenstraße, Eisenbahnbrücke um 1935, Foto aus dem Bildband „Hindenburg O/S“, gebunden, Din A 5, s/w Fotos, 177 Seiten, 19,50 Euro, erhältlich bei der Schlesischen Schatztruhe, Brüderstr. 13, 02826 Görlitz, Tel. 03581/402021.

Verkehr übergeben", und zwar für Fußgänger sowie Kraftfahrzeuge im Einbahnverkehr. Der Verfasser des Artikels unterschrieben mit den Initialen (mb) = könnte damals „Ministerstwo Bezpieczehstwa" also gleich Ministerium für Staatssicherheit und somit Stasi gewesen sein. Der Artikel berichtet nur kurz über die laufenden Ermittlungen und dass die Untersuchungskommission aus Sachverständigen des Technischen Rates beim Ministerium, Bauministerium, der Schlesischen Technischen Hochschule und der Staatsanwaltschaft besteht. Etwas breiter und im charakteristischen für die damaligen Zeiten hurraoptimistischem Ton wird die in einer Rekordzeit

von 40 Stunden erfolgte Wiederaufnahme der Bahnverbindungen genannt. Über die Verletzten berichtete der „Glos Zabrze", dass sich der Stadtrat mit ihnen befasste dessen Vertreter sie im Krankenhaus und ihre Familien daheim besuchte, und die Geschädigten nicht rückzahlbare finanzielle Unterstützungen erhielten. Entspricht das Gerücht über die Toten bei dieser Katastrophe der Wahrheit? Vielleicht kennt jemand der Leser noch mehr Einzelheiten dieser Tragödie??

Es war bereits die vierte Brücke
Die erste, auf alten Ansichtskarten festgehal-

tene deutsche Brücke von einer Stahlkonstruktion, überdauerte bis zur Zeit der Volksrepublik. In den Jahren 1956-57 (leider nur auf Grund eines Beschlusses der Renovierung) wurde im Eiltempo diese verhängnisvolle Brücke erbaut, die jetzt (im Jahr 1959) einstürzte. Nach der Nachricht über diese Tragödie kehrte der in Deutschland weilende Projektleiter nicht mehr nach Polen zurück. Ganze vier Jahre lief der Verkehr über die vom Militär erbaute Ersatzbrücke. Dann 1963 entstand die jetzige Brücke. Projektleiter war Ing. Jan Gdula, Erbauer der Brücken in Thorn, Warschau, und ähnlicher Konstruktionen in der Kattowitzer Hütte. K.F.

Gewagte Feder zu „DDR“-Zeiten Der Schriftsteller Werner Heiduczek wurde 80

von Jörg Bernhard Büke

Werner Heiduczek wurde als fünftes Kind einer katholischen Arbeiterfamilie am 24. November 1926 in Hindenburg/OS geboren. Seine Eltern, der Vater war Maschinenbauschlossler, konnten ihn 1937 auf die Oberschule schicken, von wo er 1943 als „Luftwaffenhelfer", 1944 zum „Reicharbeitsdienst" und zur „Wehrmacht" einberufen wurde. Im Mai 1945 geriet er zunächst in amerikanische, später in sowjetrussische Kriegsgefangenschaft, wurde aber schon im August 1945 entlassen. Danach war er Gelegenheitsarbeiter in der Landwirtschaft und im Gleisbau, im Januar 1946 konnte er für acht Monate in Grochwitz bei Herzberg/Mark Brandenburg einen Kurs für „Neulehrer" besuchen, war zwei Monate Dorfschullehrer in Wehrhain/Kreis Herzberg, studierte anschließend Pädagogik und Germanistik in Halle/Saale und wurde 1949 als Lehrer für Latein und Geschichte an der Herzberger Oberschule eingesetzt, wo er schon 1950 stellvertretender Direktor wurde.

Ein Hindenburger in Halle

Als er 1951, im Alter von 24 Jahren, Referent für Oberschulen im „Ministerium für Volksbildung" des Landes Sachsen-Anhalt geworden und nach Halle übergesiedelt war, schien ihm ein steiler Aufstieg im DDR-Bildungswesen offen zu stehen. Er wurde 1952 Kreis schulrat in Merseburg, absolvierte 1953/54 ein Erweiterungsstudium für Germanistik an der Pädagogischen Hochschule in Potsdam und schrieb seine Diplomarbeit über den kommunistischen Schriftsteller Friedrich Wolf (1888-1953), dessen Nachlass er in der Ostberliner „Akademie der Künste" aufarbeitete.

In den vier Jahren 1955/59 wirkte er als Lehrer für Geschichte und Deutsch an der Jugendsportschule „Friedrich Engels" in Halle und ging 1961 nach Burgas in Bulgarien, wo er drei Jahre Lehrer für Deutsch am Fremdsprachengymnasium war, 1964 kehrte er nach Halle zurück, war vorübergehend Dozent am Herder-Institut Leipzig und ent-

schloss sich 1965, als freischaffender Schriftsteller zu arbeiten, 1972 verzog er von Halle nach Leipzig, wo er heute noch lebt. Als Schriftsteller wurde Werner Heiduczek mit der für Kinder geschriebenen Erzählung „Jule findet Freunde" (1958) bekannt, für die er mit dem Literaturpreis des „Ministeriums



Werner Heiduczek

für Kultur" ausgezeichnet wurde. Der staatlich angeordneten Literaturbewegung des „Bitterfelder Weges" vom 24. April 1959 konnte er sich nicht entziehen und arbeitete noch im selben Jahr mehrere Monate als Bauhilfsarbeiter bei den Chemischen Werken Buna in Schkopau. Sein Ziel war, wie man in seiner Autobiografie „Die Schatten meiner Toten" (2005) nachlesen kann, dem „unge liebten Lehrerberuf zu entfliehen. Das hatte er auch in früheren Jahren schon versucht, als er „in Merseburg als Schulrat gescheitert" (Autobiografie) war, was in DDR-Monografien über Leben und Werk verschwiegen wurde. So wollte er bei Alfred Kantorowicz (1899-1979) an der Ostberliner Humboldt-Universität eine Dissertation über „Friedrich Wolf und sein expressionistisches Frühwerk"

schreiben, gab aber auf, als sein Doktorvater im Sommer 1957 nach Westberlin geflohen war.

Vom Lehrer zum Schriftsteller

Literatur für Erwachsene begann er zu schreiben, als er 1964 aus Bulgarien zurückgekehrt war, wobei es ihm in seinem Roman „Abschied von den Engeln" (1968) auch darum ging, den aus Oberschlesien mitgebrachten Stoffvorrat zu verarbeiten. Die vier Geschwister Marula leben 1959/60, also noch vordem Mauerbau 1961 in Berlin, in beiden deutschen Nachkriegsstaaten: in Westdeutschland der progressive Theologe Max und die „kapitalistische" Schuh- und Pelzhändlerin Anna, in Mitteldeutschland Herbert, stellvertretender Bezirksratsvorsitzender, und Thomas, Direktor einer Oberschule. Weitere Figuren sind Annas Sohn Franz, der in die DDR übersiedelt, Herberts Frau Ruth, die zu Thomas überläuft, und ihr in Westdeutschland als KPD-Funktionär inhaftierter Vater. Werner Heiduczek ist ein guter und sicherer Erzähler, aber das Buch ist mit Ideologie überfrachtet und überzeugt kaum. Eine Verfilmung des Romans wurde abgebrochen, der Autor aber bekam 1969 den Heinrich-Mann-Preis verliehen.

Der stark autobiografisch eingefärbte Roman „Tod am Meer" (1977) wurde bereits diskutiert und analysiert, bevor er erschienen war. Ein Auszug war bereits 1976 in der Anthologie „Im Querschnitt" des Mitteldeutschen Verlags in Halle abgedruckt worden, außerdem hatte der Verlagsleiter Dr. Eberhard Günther ohne Wissen des Autors das noch unfertige Manuskript weitergegeben, so dass es schließlich auch die Bezirksverwaltung der Staatssicherheit in Halle erreichte, wo Werner Heiduczek als „operativer Vorgang Schreiber" geführt wurde.

Es geht in diesem Roman um unaufgearbeitete Vorgänge im Leben des sozialistischen Schriftstellers Jablonski, der aus Oberschlesien stammt, heute in Leipzig lebt und der während einer Vortragsreise in Bulgarien einen Schlaganfall erleidet, an dem er

Wochen später stirbt. Im Bezirkskrankenhaus von Burgas versucht er, „sein Leben zu korrigieren“ und legt seinem bulgarischen Bett-nachbarn gegenüber ein ehrliche und rücksichtslose Beichte über seine und seiner Partei Verfehlungen seit 1946 ab.

Vertreibung thematisiert

Werner Heiduczek hatte sich bei der Veröffentlichung dieses Buches, das voll politischer Sprengkraft war, durch literarische Kunstgriffe abgesichert. Er verfremdete den Stoff, indem er nicht als Autor, sondern lediglich als Herausgeber des Manuskripts, das ihm über den Verlag von der Witwe Anissa Jablonski zur Bearbeitung übergeben worden war, auftrat. Er weigerte sich auch, „Eingriffe im Manuskript vorzunehmen“, um es politisch zu entschärfen. Was der Literaturkritik und dem Sowjetbotschafter Pjotr Andrejewitsch Abrassimow in Ostberlin, auf dessen Intervention der Roman nach der zweiten Auflage verboten wurde, missfiel, waren die nicht einmal geschilderten, sondern nur angedeuteten Vergewaltigungen deutscher Frauen beim Einmarsch der „Roten Armee“ 1945 in Deutschland: „Mit dem, was in jener Nacht

und am folgenden Morgen auf diesem Bauernhof geschah, bin ich all die Jahre über nicht fertig geworden.“

Vernichtend waren, was das Buch nur noch begehrt machte, die Urteile der parteiamtlichen Rezensenten. Hans Koch, Direktor des „Instituts für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED“, sprach am 15. April 1978 im „Neuen Deutschland“ davon, dass das „Gesellschaftsbild des realen Sozialismus“ angezweifelt würde, weil hier „selbstzerstörerische Züge“ wirksam wären. Und Werner Neubert warf im SED-Bezirksblatt „Berliner Zeitung“ vom 8. Juli dem Autor vor, in diesem Buch dem „Klassenfeind“ mit den ange-deuteten Vergewaltigungen Munition zu liefern für „Verleumdungen“, denn die „Rote Armee“ könnte auf ihre „opfervolle Geschichte der Rettung der Menschheit vor dem Versinken in die Barbarei“ verweisen, die „wirklichen historischen Erfahrungen unserer Arbeiter, unserer Bauern, unserer Intelligenz“ wären geprägt „vom täglichen Humanismus und der Freundschaft mit dem Sowjetvolk“. Der letzte Satz der Rezension lautete: „So bleibt der Eindruck von diesem Buch nicht zwiespältig, sondern eindeutig:

negativ!“

Die erschreckenden Einzelheiten über das Schicksal dieses Aufklärungsromans und seines Verfassers erfuhr man 28 Jahre später, als Werner Heiduczek, der 1995 mit dem Eichendorff-Preis der Stadt Wangen im Allgäu und 1999 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet worden war, in Leipzig seine Autobiografie „Die Schatten meiner Toten“ (2005) veröffentlichte. Dieses Buch, in dessen erstem Kapitel „So sterben Schmetterlinge“ er von seiner Kindheit im katholischen Oberschlesien erzählt, ist ein unersetzliches Zeugnis vom Überleben ostdeutscher Kultur im 21. Jahrhundert.

Weitere Werke:

Matthes. Roman. Berlin 1962. - Die Brüder. Novelle. Berlin 1968. - Mark Aurel oder Ein Semester Zärtlichkeit. Erzählung. Berlin 1971. - Briefe, in: Was zählt, ist die Wahrheit. Schriftstellerbriefe der DDR. Anthologie. Halle 1975. - Reise nach Beirut. Verfehlung. Erzählungen. Halle 1986. - Im gewöhnlichen Stalinismus. Aufsätze. Leipzig 1991. - Zahlreiche Kinderbücher, Dramen, Filme

(OS)

Der Piastenturm

Das Leben der Fürstin Viola von Oppeln und Ratibor

von Renata Schumann

(Fortsetzung aus OS Nr. 21/06)

Die Äbtissin hörte geduldig zu, auch wenn die Weiber von den verschiedenen Geistern schwätzten, die angeblich hinter dem Ofen lebten, als Strohwische durch den Garten huschten, im Wasser ihr Unwesen trieben oder bei Wind und Wetter durch die Luft flogen. Die Weiber verehrten insgeheim noch immer eine Erdmutter, die sich inzwischen nur noch an geheimen Orten verborgen hielt. Sie wandten sich an sie mit ihren großen und kleinen Kümernissen. Die Erdmutter sollte besonders für schmerzlose Geburten und für gesunde Kinder sorgen und mit Liebeszauber helfen. Die Weiber konnten Zaubersprüche gegen treulose oder faule Männer brauen. Sie murmelten Beschwörungen und Sprüche. Das Zaubern gehörte zum Alltag des Dorfes.

Margareta war in Violas Alter und hatte auch ihre Größe, aber das schlichte, grauweiße Ordensgewand umhüllte eine hagere Gestalt. Sie hatte ein zartes, blasses Gesicht mit großen, aufmerksamen Augen und ein gültiges Lächeln.

Beide Frauen ruhten gern auf der Bank im Klostergarten. So oft sie Zeit dafür fanden und die Sonne noch warm genug war, saßen sie da. Im Klostergarten wuchsen Küchen- und Heilkräuter verschiedener Art und dazu Blumen für die Altäre; alle geordnet nach einem wohl durchdachten Plan und überlieferten Vorbildern, erklärte Äbtissin Margareta. „Denn ein Klostergarten soll nicht nur nützlich sein, sondern auch ein Ort der Stille und der Betrachtung. Der Anblick eines klei-

nen, blühenden Klostergartens ist auch ein Gebet. Denn in einem Klostergarten fügt sich das Schöne mit dem Nützlichen zu einem großen Ganzen zusammen. Blumen und Pflanzen werden auf gar wundersame Weise zu einem Sinnbild, zu einem Abbild kosmischer Ordnung, von menschlicher Hand geschaffen. Ja, es ist eine Darstellung des Universums in göttlicher Harmonie.“

Die Äbtissin begann ihrer Freundin die Anordnung der Pflanzen zu erläutern. In der Mitte des Gartens, in seinem innersten Kreis, wuchsen weiße Madonnenlilien, die für die Gottesmutter standen, also für die Königin des Himmels. Die weiße Lilie stellte das Zentrum des Himmels dar. Zu ihrem Schutz waren die kostbaren Lilien von heilsamem Wacholder umgeben. Dieses Gebüsch wiederum umschloss ein Ringweg. Hinter diesem wuchsen in vier Quadranten Gladiolen in feuriger Pracht, die das weltliche Leben und Treiben sowie Gebet und Reumütigkeit symbolisierten und auch das Fegefeuer. Um sie herum breiteten sich mehrere Beete aus, von schmalen Wegen getrennt, in denen die heilenden und schmackhaften Kräuter wuchsen. Oben rechts Wein, Meerrettich, Fenchel, darunter Edelschafgarbe, Lavendel und Rosmarin. In den unteren Feldern die Heilpflanzen Pfefferminze und Römische Kamille. Links Heilsalbei, oben Johanniskraut, Sauerampfer, Zitronenmelisse. Von oben absteigend Ysop, Wein, Weinraute und Edelraute.

Die vier Hauptwege bildeten ein Kreuz - das Symbol des Erlösertodes Christi. Aber hier sei es auch, so die Äbtissin, ein Zeichen der zwiespältigen Natur des Menschen, der in einer

horizontalen und einer vertikalen Dimension zugleich lebt, und am Widerspruch von Geist und Leib zeitlebens leidet. Das Ganze füge sich wiederum zu einem Quadrat zusammen, das bekanntlich auch den symbolischen Wert eines Kreises hatte. Und Kreis und Quadrat - das Kreuz beinhaltend - bedeuten die göttliche Einheit. Auf diese Weise stelle der Garten das göttliche Universum dar, sagte die Äbtissin und blickte versonnen auf das blühende Paradies.

Plötzlich erhob sie sich und rupfte einige Pflänzchen Unkraut aus dem trockenen Boden und brummelte. »Trocken, heute abend muss gegossen werden.« Dann lehnte sie sich wieder auf ihrem Sitz zurück und fuhr fort: »Nichts belehrt den Menschen so vortrefflich über sein kleines Leben, wie ein kleiner Garten mit seinem Blühen und seiner Vergänglichkeit, ein kleiner Garten, in dem sich alles wunderbar zusammenfügt. Doch was wäre die Natur ohne Ordnung, was wären Blumen und Kräuter ohne die Mühe des Gärtners, der sie hegt und pflegt und die Früchte erntet. Und was wäre die Mühe des Menschen ohne Segen von Oben.

Wir sind Teile eines Ganzen. Und das Ganze ist Gott. Wir spüren die Einheit mit Allem im Gebet, in einem Augenblick der Stille. Denn das Leben des Menschen ist ein Augenaufschlag zu Gott“, sagte sie plötzlich sehr feierlich und fügte hinzu: "Wir sind dazu da, Gott zu erkennen und dankbar zu sein fürs Leben." Viola schwieg dazu. Was sollte sie sagen? Sie hörte der Äbtissin gern zu, wenn sie so redete, wiewohl sie nicht immer verstand, was die gelehrte Frau meinte.

(wird fortgesetzt)

* Abdruck aus dem gleichnamigen Buch (272 S. gebunden, mit Schutzumschlag), das zum Preis von 19,90 € beim Senfkorn-Verlag in Görlitz (Tel. 03581/402021) und St. Annaberg OS (Tel. 077/4615993) bezogen werden kann.